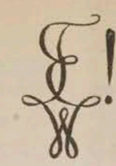
Berlin, 25. Juni 1898.



No. 77.
11. Jahrgang (22. Semester.)

MONATSBERICHTE

der

Freien Wissenschaftlichen Vereinigung

an der Universität Berlin.

Vereinslokal: Berlin N., Friedrichstr. 111 (Bötzow).

Der Inhalt der Monatsberichte ist streng vertraulich.

Zum XVII. Stiftungsfest.

Am heutigen Tage sind die Berliner F. W. Ver mit ihren Gästen versammelt, um das Geburtsfest der Vereinigung zu feiern. In Wort und Lied wird zum Preise unsrer F. W. V. viel Schönes und Erhebendes gesagt werden. Aber das Schönste und Beste ist doch, dass dieser Tag Gelegenheit giebt, uns des festen Gefühles der Zusammengehörigkeit zu erfreuen, und dass wir alle, die wir F. W. Ver heissen, gewillt sind, weiter zu arbeiten für die F. W. V.

Wir Berliner senden durch die M.B. unsern treuen F. W. Ver Gruss allen lieben AH. AH. und Inaktiven im weiten Lande draussen. Und wenn wir Ihrer beim Feste gedenken, so wird es in der sichern Zuversicht sein, dass sie unsre Grüsse erwidern und mit uns den gleichen Gedanken und Wunsch am Stiftungsfesttage wie allezeit hegen: **Vivat — floreat — crescat F. W. V!!**

Das akademische Studium der Frauen.

Eine Enquête.

Nachdem unser Ehrenmitglied Prof. Virchow sich im Landtag mit grosser Energie und Schärfe gegen die Zulassung der Frauen zum Studium ausgesprochen hat, hielten wir es für ebenso interessant wie für uns wichtig, die Meinung auch der andern E. M. der F. W. V. über diese Frage zu erfahren. Sind wir doch der Ansicht, dass die F. W. V. für die Frauenfrage — insbesondere soweit sie eine akademische Angelegenheit ist — ebenso wie für jede andere öffentliche Angelegenheit zum mindesten Interesse besitzen muss. Vielleicht kommt auch in nicht allzuferner Zeit eine aktuelle Gelegenheit, Stellung zu nehmen, etwa dem Verein studierender Frauen gegenüber. Soweit bisher die Möglichkeit geboten war, ist die F. W. V. für die Rechte der studierenden Frauen (Zulassung zur Lesehalle) eingetreten. Der Rektor hat durch seinen jüngsten Erlass — im Gegensatz zu seinem emanzipationsfeindlichen Vorgänger Prof. Brunner — den auch von der F. W. V. hierin eingenommenen Standpunkt gebilligt. Ein weiterer Ausbau, besonders hinsichtlich des akademischen Wahlrechtes wird, hoffentlich mit Initiative der F. W. V., nicht ausbleiben können. Aus allen diesen Gründen ist es von Bedeutung, die Stellung unserer E. M. zu kennen. Und abgesehen davon glauben wir mit dem erlangten Material manches, was in objektiver wie subjektiver Beziehung interessant ist, bieten zu können.

Prof. Dambach erwiderte unserm Abgesandten, indem er auf eine einige Tage vorher vom Kultusminister gehaltene Rede hinwies, etwa Folgendes:

›Ich muss sagen, dass es sehr schwer ist, mit wenigen Worten solche komplizierte Frage zu beantworten. Leider fehlt es mir an Zeit, meine Meinung schriftlich darzulegen. Ich möchte sagen, ich bin weder dafür, noch dagegen. Das Frauenstudium darf blos nicht verallgemeinert werden. Ich stehe ganz auf

den Standpunkt, den der Herr Kultusminister Bosse neulich bei der Debatte über das Mädchengymnasium vertrat.

Ich habe ja selbst einige Zuhörerinnen. Aber zu Unzuträglichkeiten kann das führen. Sogar 14jährige Mädchen sollen, wie die Zeitungen berichten, mit ihren Müttern in die Hörsäle gekommen sein und die Studenten sollen sich das verbeten haben.«

Prof. Lasson entgegnete auf die Frage, ob Frauen studieren sollten: »Warum nicht? — Wenn sie schon gar nichts besseres zu thun haben.« Es stellte uns sodann einen Aufsatz über die Frage zur Verfügung, dessen Gedankengang folgender ist:

Ebenso wie es Männer giebt, die zum Studium befähigt sind und solche, die es nicht sind, sei es bei den Frauen. Freilich seien die Unterschiede in der Befähigung bei den Frauen nicht so gross wie bei den Männern, und die vorhandenen Unterschiede hätten nicht so grosse Bedeutung; die Gemeinsamkeit der weiblichen Anlage sei eine so mächtige, dass die Veranlagung für einen bestimmten Beruf zurücktrete. Indesse gebe es Frauen von hervorragender Begabung nicht nur für praktische, sondern auch für theoretische Dinge. Und da diese Frauen — die freilich selten seien — befähigt zum Studium seien, könne man sie, falls sie es wünschen, — rechtlich nicht verhindern, sich dem Studium zu widmen.

Eine andere Frage sei, ob es auch wünschenswert sei, dass Frauen studierten. Hier dürfte zunächst die Voreingenommenheit gegen die »gelehrte Frau« und die Furcht vor unerwünschter Konkurrenz nicht in Betracht kommen. Wohl aber sei es deshalb bedenklich, das Frauenstudium zu fördern, weil die körperliche Veranlagung der Frau den schweren, jahrelangen wissenschaftlichen Arbeiten im Durchschnitt nicht gewachsen sei. Auch sei der zu erzielende Erfolg schwerlich die notwendigen Nachteile wert. Denn die Frau sei geistig von der Natur nicht zur Produktion bestimmt. In Deutschland könne man im Ernst auch nicht an die Verwertung der von Frauen etwa erworbenen wissenschaftlichen Kenntnis in Gleichstellung mit dem Manne denken. Deutsche Wissenschaft sei Männerwerk.

Es könne deshalb nicht als Staatspflicht angesehen werden, besondere Erleichterungen und Vorkehrungen für das Frauenstudium zu schaffen. Die für Männer bestimmten Universitäten aber seien den Frauen in grösserer Zahl nicht zugänglich zu machen. Einmal reichten die Räume nicht aus, dann würde die Anwesenheit von Frauen den Ton der Vorlesungen herunterdrücken. In philosophischen Dingen sei mit dem geringeren logischen Vermögen der Frauen zu rechnen, die historisch-philologischen Fächer erforderten Uebung in verflochtenen Gedankenkombinationen und streng fachliches Interesse, während die Frauen sich mehr an das gefällige Aeussere hielten. Bei den Naturwissenschaften sprächen andere Bedenken.

Es müsste also Sache der privaten Unternehmung und Begeisterung sein das Frauenstudium zu fördern. Würden dann durch die Erfahrung die oben ausgesprochenen Ansichten widerlegt, um so besser — oder um so schlimmer, denn das Leben würde kahl und grau werden, wenn bei der wissenschaftlichen Gleichheit der Männer und Frauen diese ihren eigentlichen Wert verlieren würden mit der Verminderung ihres reichen Gehaltes an geistiger Innerlichkeit.

Auch Prof. Mendel übergab uns die Antwort auf unsere Frage in einem vor einigen Jahren von ihm verfassten Aufsatz. Er erklärt darin zunächst:

»Ich bin ein entschiedener Gegner des Frauenstudiums.« Des weiteren führt er aus:

Die Frage sei nicht nur eine Rechtsfrage, sondern anbetrachts der vom Staat aufzuwendenden Kosten eine Bedürfnisfrage. Ein Bedürfnis, die Zahl der Studierenden zu vermehren, bestehe sicher nicht. Die gelehrten Berufe seien überfüllt, und es sei die Zahl derjenigen Studenten sehr gestiegen, die durch grossen Fleiss den Mangel an natürlicher Befähigung ersetzen müssten. Das sei erstens — wenn auch für den Einzelnen anerkennenswert — für die Wissenschaft vom Uebel. Zweitens aber müsse die grosse Anstrengung, die die Veranlagung ersetzen solle, auf das Nervensystem schädigend einwirken, das Ziel sei nur auf Kosten gänzlich geschwächter Nerven zu erreichen. Wende man dieses Ergebnis auf studierende Frauen an, so sei zunächst zu sagen, dass Frauen im Durchschnitt weniger zu geistiger Produktivität veranlagt seien, als Männer. Das folge daraus schon, dass die jetzt — besonders im Ausland — zahlreichen weiblichen Aerzte, die doch als die z. Zt. befähigtesten ihres Geschlechts anzusehen seien, keine neuen schöpferischen Ideen produziert hätten. Durch Aufnahme der Frauen unter die Studierenden würde also die Zahl der weniger Veranlagten, die auf Fleiss zur Erreichung des Zieles angewiesen seien, vermehrt. Ihr Fleiss würde sicher sehr gross sein, gerade aber dadurch den zu Nerven-Krankheiten besonders disponierten Frauen schädlich werden. Die Zulassung zum Studium wäre ein Danaergeschenk für die Frauen. Dagegen sei ihnen auf dem Gebiet der Krankenpflege eine grosse und ideale Aufgabe geboten.

Prof. Bökh beklagte seinen Mangel an Zeit, der ihm ein ausführliches Eingehen auf die angeregte Frage versage, und erklärte weiter:

»Ich habe schon vor zwei Jahren einer Dame, die mit guten Empfehlungen aus Amerika kam, die Teilnahme an den Vorlesungen und an den Uebungen im Seminar gestattet und damit meine Stellung zu der betreffenden Frage gekennzeichnet. Wo ein wirklich ernstes, wissenschaftliches Streben vorliegt, sollte man, meine ich, dem Studium der Frauen keine Hindernisse in den Weg legen — wenn auch andererseits nicht zu verkennen ist, dass der Lehrer in der Besprechung der Gegenstände durch die Anwesenheit von Damen etwas eingeschränkt wird. Gewisse Elemente, welche überhaupt geeignet sind, die ganze Frauenbewegung zu kompromittieren, müssten ferngehalten werden.«

Prof. Mommsen schrieb uns ablehnend. Wir glauben aber, dass die Art seines Briefes so kennzeichnend für den grossen Gelehrten ist, und dass jede Aeusserung Mommsens so viel Beachtung verdient, dass

wir seinen Brief an dieser Stelle abdrucken dürfen und müssen:

»Lieber Herr ......

Die von Ihnen bezeichnete Form ist wohl nicht die zweckmässige, in der ältere Männer sich über die Frauenfrage äussern könnten; auch ist diese so kompliziert, dass in minutenlangem Gespräch sich darüber nicht viel anderes würde sagen lassen, als was sich von selbst versteht. Also sehen Sie von mir ab.

Mommsen.«

Eine Stiftungsfestbetrachtung.

Seit langem wird in den Monatsberichten hin und her philosophiert über den Zweck der F. W. V., über ihre historische Entstehung, über die Pflege der Wissenschaft in der F. W. V., über das sogenannte »Aufgehen in Gemütlichkeit« und last not least über ihre Stellung zur Frage der unbedingten Satisfaktion. Vornehmlich die Lösung der letzteren Frage scheint einzelnen Vbr. Vbr. sehr viel Kopfzerbrechen zu machen und ihre kampfeslustigen Gemüter nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Am Ende des vergangenen Semesters war man doch eigentlich zu der Annahme berechtigt, dass diese Frage ein für alle Mal oder mindestens für lange Zeit für die F. W. V. abgethan sei; hatte doch nur ein ganz verschwindend kleiner Teil von Vbr. Vbr., drei oder vier, sich für die Abschaffung der unbedingten Satisfaktion ausgesprochen. Anstatt nun diesen Streitpunkt endlich erledigt zu lassen und sein Augenmerk und seinen Fleiss in der Vereinigung auf wichtigere Dinge zu richten, wird unaufhörlich die schöne Zeit und auch das schöne Papier der Monatsberichte damit absorbiert, gegen die Anhänger der unbedingten Satisfaktion in einer Weise anzukämpfen, die man durchaus verurteilen muss. Wenn die Leitung der Monatsberichte im Beginn ihrer Thätigkeit Unparteilichkeit versprochen hat, so soll sie ihr Wort auch einlösen. Wenn sie aber trotzdem die Ansicht und Ueberzeugung des weitaus grössten Teiles der F. W. Ver unaufhörlich herabsetzt, so richtet sich ein derartiges Benehmen selbst. Wir Anhänger der unbedingten Satisfaktion haben stets die gegnerische Ueberzeugung geachtet und geehrt, obwohl man schon berechtigt gewesen wäre, das Gegenteil zu thun. Hoffentlich werden die aktiven F.W.V.er in Berlin das Verhalten der Redaktionskommission genügend zu würdigen und ihre Konsequenzen daraus zu ziehen wissen. Hoffentlich wird hier die F. W. V. endlich anfangen, den Weg zu beschreiten, der sie allein auf die verlorene Höhe zurückführen kann, nämlich in all ihrem Thun und Treiben Konsequenz und Energie walten zu lassen, vor allem in der Befolgung einmal gefasster Beschlüsse. Als die F. W. V. sich von neuem auf den Boden der unbedingten Satisfaktion stellte, da wäre es recht und billig gewesen, nicht nur die neu eintretenden Mitglieder, sondern vor allem auch die Aktiven auf das Prinzip der unbedingten Satisfaktion zu verpflichten. Aber in einer gewissen angstvollen Sentimentalität fürchtete man, nachdem man A gesagt, auch B zu sagen. Hätte man doch einzelne Vbr. Vbr. eventuell verlieren können, und auf den quantitativen Bestand der Vereinigung kommt es ja leider den meisten Mitgliedern nur an. Aus diesem Grunde ist seit langem schon die Aufnahme neuer Mitglieder so lax wie möglich gehandhabt worden. Jemanden ablehnen zu müssen, wäre doch ein Vergehen gegen die allgemein giltigen Rechte der Humanität gewesen. Wie oft habe ich es miterlebt, wie jemand auf eine Empfehlung eines einzelnen Vbr. hin, obwohl sich fünf Vbr. Vbr. und noch mehr gegen den betreffenden Herrn erklärten, trotzdem aufgenommen worden ist und somit ein neuer Keil in die Einigkeit und das allgemeine Freundschaftsband geschoben wurde. Hier muss meines Erachtens eine gründliche Reform einsetzen. Eine überlegtere und vorsichtigere Handhabung der Aufnahmebestimmungen, eine strenge Durchführung aller dem Vorstande zur Verfügung stehenden Disziplinarstrafen gegen lässige Vbdr. ist zunächst das Allernotwendigste. Wenn die Reformarbeit leistungsfähiger Vbr. und alter Herren erst hier eingesetzt hat und rücksichtslos unbrauchbare und lästige Elemente entfernt hat, dann werden von selbst wieder junge, thatkräftige und befähigte Studenten der Vereinigung zugeführt werden.

So halte ich für das Fortbestehen der Vereinigung und ihr erneutes Aufblühen die Erfüllung folgender Bedingungen für unablässig notwendig:

1) Die Vereinigung soll entsprechend dem Beschluss der ausserordentlichen General-Versammlung im Monat Februar 1898 alle aktiven und inaktiven Mitglieder auf die unbedingte Satisfaktion verpflichten.

2) Die Aufnahmebestimmungen sollen dahin abgeändert werden, dass jemand abgelehnt ist, sobald sich fünf Mitglieder gegen seine Aufnahme erklärt haben.

3) Die Berliner alten Herren und Inaktiven sollen sich möglichst oft und zahlreich an den Vereinsveranstaltungen beteiligen, um so segensreich auf das Benehmen und die Disziplin, Gesinnung und Charakter der jüngeren Vbdr. einwirken zu können.

Willy Wolfsohn-Freiburg.

Vorstehenden Ausführungen glaubte die R. K. Platz gewähren zu müssen »auf dem schönen Papier der M. B«; hauptsächlich deshalb, weil sie die Geschäftsführung der R. K. angreifen. Rechenschaft über ihre Thätigkeit wird die R. K. selbstverständlich nur in der o. H. V. ablegen. Deshalb tritt die R. K. als solche hier dem Artikel Wolfsohns nicht entgegen; ich weiss auch nicht, inwieweit sie das später zu thun gedenkt.

Aber ich persönlich möchte ein paar Worte hinzusetzen. Ich halte im Grunde genommen das für ganz erklärlich, dass Wolfsohn sich ärgert, in den M. B. eine Meinung vertreten zu sehen, die die Vereinigung in ihrer Gesamtheit verwirft. Ich fasse aber mein Mandat für die R. K. nicht so auf, dass ich nur die Mehrheitsmeinung zu reproduzieren hätte. Und ich hoffe, meine Kollegen von der R. K. denken ebenso. Aber die Auseinandersetzung darüber hat, wie gesagt, noch Zeit. Und ich habe nicht deswegen für die Auf-

nahme des Artikels gestimmt, auch nicht nur aus Anstandspflichten, weil W. uns angegriffen hat.

Nein, mir lag daran, einmal hinweisen zu können auf die F. W. Ver-Ideologie, die, auf einmal gefasster Meinung fussend, starr bestehen bleibt, mag kommen, was da will. Wir haben ja die u. S. neu gefestet — und es ist doch nicht besser geworden. Sollte es wirklich besser werden, wenn — was W. erstrebt — wir nun einige AH. AH. und einige Mitglieder, die doch die u. S. für nonsens halten, trotz aller Beschlüsse, herausdrängen? Oder das andere Mittel: Verschärfung der Aufnahmebestimmungen . . . das schlägt W. in einem Semester vor, in dem sich niemand zur Aufnahme gemeldet hat. Ich weiss nicht, ob man da lachen oder sich ärgern soll. Aber ich weiss, dass W. mit seiner »prinzipienstarren« Art nicht allein steht. Viele mögen diese Scheuklappenweisheit catonisch finden; ich finde, sie ist eher catilinarisch.

Frankfurter.

Monatsbericht.

Berlin, Juni 1898.

«Mehr Inhalt, weniger Kunst» schwer nur zu beherzigendes Wort dem, der die Monatsschau zu schreiben hat. Seiner Aufgabe wird er heute vielleicht am meisten gerecht, wenn er von allem, nur nicht von der Vereinsthätigkeit, deren Wiedergabe ja der Zweck dieser Zeilen ist, berichtet. Denn etwas Bedeutsames ist nicht zu verzeichnen.

Es war über uns eine Starrheit und Bewegungslosigkeit gekommen. Doch nicht über Nacht, nein allmählich, durch unzweideutige Symptome sich ankündigend. Im Innern keine die Gemüter in Spannung haltende Idee, nach aussen ohne Rührigkeit und Regsamkeit. Es hat den Anschein, als hätten wir den Zusammenhang mit der Studentenschaft eingebüsst. Gäste kommen nur in spärlicher Zahl, Füchse sind ganz ausgeblieben. Natürlich zeitigt solch ein Zustand allerorts das Bemühen, des Uebels Wurzel nachzuspüren und es ist interessant zu beobachten, wie jeder sich im Besitz des echten Ringes wähnt. Es trifft ein Jeder das Richtige mit seinem Vorschlag, das Unrichtige, wenn er aus der Befolgung allein sich Heilung verspricht. Es haben eben der Faktoren viele zusammengewirkt, ihnen insgesammt ist entgegenzuarbeiten. Interessant ist in dieser Hinsicht ein von einem AM. eingelaufener, am 13. d. M. verlesener Brief, in dem vor der Ueberleitung der F. W. V. in sozialdemokratisches Fahrwasser gewarnt wird. Da die Besprechung über diesen Brief auf eine Generalversammlung vertagt wurde, behalten wir uns nähere Einzelheiten vor. Remedur verspricht man sich auch aus einer grösseren Pflege der Geselligkeit, auf die die schwache Mitgliederzahl verweist: allgemeine Veranstaltungen, Ausflüge, Ruderpartien — die das Solidaritätsgefühl und die Muskeln stärken und das stockende Vereinsleben auffrischen. Ein gewichtiger Umstand ist da noch, der in seiner Bedeutung verkannt wird, durch ihn haben sich eigentlich erst die Verhältnisse so zugespitzt, und das ist die Verlegung der Lesehallenwahlen auf den kommenden Winter. Unzweifelhaft ist es ein taktischer Erfolg, den wir mit der Mandatsverlängerung errungen, denn wie hätten wir mit so schwachen Truppen in den Wahlkampf ziehen, geschweige denn einen Sieg an unsere Fahnen knüpfen können! Doch in anderer Hinsicht war unser Vorgehen vielleicht ein Fehler, indem es unseren Interessen direkt zuwiderlief. Die mise-en-scène der Wahl übte ihre heilsame Wirkung nach aussen wie nach innen. Hier belebte sie die Stimmung, schuf neue Berührungspunkte und manch Einer, der in gleichgültiger Indolenz zusah, fühlte sich bald mit ergriffen und wurde der Sache ein thätiger Förderer. Dort hielt sie die öffentliche Stimme wach und zeigte uns auf dem Plan. Die ausserordentliche Betriebsamkeit und Energie nahmen für uns ein, jedenfalls hörte man von uns. Und heute? Erst durch das Stiftungsfest, das wir jetzt begehen, vernimmt die Oeffentlichkeit von unserem Fortbestehen; möge es einen Wendepunkt in der Geschichte dieses Semesters marquieren!

Königsberger Brief.

Obwohl ich noch kein Meergreis oder ein von den Stürmen des Lebens arg mitgenommener Dulder bin, habe ich doch schon manche Enttäuschung erlebt. Die Zahl getäuschter Hoffnungen vermehrte meine nähere Bekanntschaft mit dem Leben an der Universität Königsberg. Ich kam hierher in der Erwartung, in der «Stadt der reinen Vernunft» ein reges Interesse für Zeit- und Streitfragen vorzufinden, ein Dozententum, das über die Grenzen seiner jeweiligen Spezialwissenschaft hinaus die gebildeten und bildungsbedürftigen Volksschichten geistig anregt, eine Studentenschaft, die, wenn auch nur zu einem kleinen Prozentsatz, ihre Teilnahme an allgemein interessierenden Dingen bethätigt. Nichts von alledem! Kaum ein Hauch einer freieren Regung weht über unsere nordische Siebenhügelstadt! Nur Stumpfsinn und Philistertum herrscht! Alles geht seinen alten Schlendrian! Die Professoren fühlen sich wohl, wenn sie gemächlich ihre Vorlesungen halten — ihre wissenschaftlichen Leistungen übrigens in allen Ehren — und sich nicht um ihnen fern Liegendes zu kümmern brauchen. Dieselbe Gesinnung «beseelt» die Studenten, und die wenigen unter ihnen, deren Horizont etwas weiter reicht, wagen es nicht, irgendwie freier aufzutreten, da sie zu abhängig sind von den Professoren. Ja, es ist kaum glaublich, wie viele hier Stipendien, Freitisch oder dergl. Unterstützungen haben, und zwar z. T. Leute, die dessen gewiss nicht bedürftig sind; so z. B. weiss ich es selbst von mehreren Kouleurstudenten. Nach meiner Schätzung kann die Zahl der Unterstützten ganz gut zwei Drittel sämmtlicher Kommilitonen betragen.

Um von dem hier herrschenden Indifferentismus eine kleine Vorstellung zu geben, will ich folgende

zwei Versuche von Vereinsgründung erzählen: Am Ende der Sommerferien 1896 lernte ich einen Kollegen M. kennen, der in Berlin im S. W. St. V. gewesen und von demselben so begeistert war, dass er hier einen ähnlichen Verein zu gründen beschloss. Er dachte sich das garnicht schwierig, obwohl er noch so gut wie unbekannt war, verfertigte einen Aufruf (das war im S. S. 96) und wollte ihn ans schwarze Brett heften lassen. So etwas aber war den Universitätsbehörden noch nicht vorgekommen, und man bedeutete Herrn M., er dürfe wohl die Kommilitonen auffordern, einem bereits bestehenden Vereine beizutreten, doch nicht behufs Gründung eines solchen erst eine Versammlung einberufen. — Als nun im folgenden W. S. einige Vbr. Vbr. des Herrn M. aus Berlin hierher kamen, suchte er diese sowie mich und einige Bekannte für seinen Plan zu gewinnen. Wir traten der Frage näher, hielten so manche Beratung ab, erkundigten uns bei solchen Leuten — u. a. auch bei Dozenten —, die mit den hiesigen Verhältnissen genau bekannt sind, nach den Aussichten für unser Unternehmen und kamen schliesslich zu dem Ergebnis, dass es unmöglich sei, hier einen Verein mit dem ominösen Namen «S. W. St. V.» ins Leben zu rufen. Wir mussten uns also dazu verstehen, unter falscher Flagge zu segeln, und gründeten einen «Verein zur Veranstaltung wissenschaftlicher Vorträge», dessen Satzungen denen des Berliner S.W. St.V. möglichst gleich gemacht wurden. Unser erster Vortragsabend, dessen Thema «Kolonie- und Staatenbildung bei Tieren» (Prof. Braun) lautete, fand regere Beteiligung als wir erwarteten, und die Mitgliederzahl stieg von den sieben Gründern sofort auf 16—17. Das war erfreulich. Doch schon der zweite Abend sah nur etwa die Hälfte der Zuhörer, immerhin meldeten sich noch zwei oder drei Herren zur Aufnahme. Der dritte Vortrag — das Semester nahte sich inzwischen seinem Ende — kam unglücklicherweise nicht zu Stande, da zufällig alle die Herren, die sich uns zur Verfügung gestellt hatten, dringend verhindert waren.

Als dann Herr M., die Seele des Vereins, Königsberg verliess, fühlte keiner von uns den Drang in sich, an dem todgeborenen Kinde Wiederbelebungsversuche anzustellen, und alles löste sich in Wohlgefallen auf, ohne dass irgend jemand sein Bedauern darüber äusserte.

Nach der obigen ziemlich ausführlichen Schilderung des einen Gründungsversuches, erwähne ich den zweiten nur ganz kurz: es handelt sich um einen «akademisch-litterarischen Verein», der im vorigen Semester von zwei Kollegen zusammengebracht wurde, anfangs auch ganz hübsch florierte und jetzt nur noch ein kümmerliches Dasein fristet.

Was endlich die hiesigen F. W. Ver betrifft, so kann ich da wenig berichten. Von einem Zusammenhalten ist leider gar keine Rede; im S. S. 97 machten wir einige Versuche, uns an festgesetzten Abenden in einem bestimmten Lokal zu treffen, gaben dieselben jedoch als erfolglos bald auf. Alle paar Monate besucht man sich vielleicht und sieht sich bisweilen auf der Strasse oder in einer Kneipe. Voilà tout!

Max Borchardt.

Freiburger Studentenleben.

„Sieh! um der Musen Sitz, wo lächelnd Apollo dahin wallt,
Höheres Leben erfüllt rings die gesegnete Flur.
Müssten sie aber je die geliebte Stätte verlassen,
Von einer grausamen Hand kalt in die Ferne gescheucht,
Trauern würden umher die Lande, der himmlische Zauber,
Der auf dem Breisgau ruht, würde mit ihnen entfliehn!"

So durfte Phillippus Eugentinus, der Kollege von Ullrich Zasius an der Freiburger Alberto-Ludoviciana, welcher in dem Lehrstuhle der »schönen Wissenschaften« dem Bruder unseres grossen Malers Baldung-Grün nachfolgte, in einem Lobgedichte auf die Stadt Freiburg die Beziehungen feiern zu ihrer Universität im Jahre 1516, 60 Jahre nach der Begründung. Gründlich verfehlt aber wäre es, noch heute der Freiburger Studentenschaft eine solche Rolle gegenüber der Stadt zuzusprechen. Freilich sind die Freiburger stolz auf ihre treffliche alma mater, stolz auf die sich so stetig mehrende Zahl der Studenten, die jetzt gerade wieder sich auf 1700 beläuft. Aber auch die reiche Breisgauperle selbst hat sich wie wenig derartige Städte so auffallend rasch vergrössert, dass für die Freiburger das Studentenleben nicht die Bedeutung wie etwa in Heidelberg, Würzburg etc. hat. Trotzdem jedoch bietet die Stadt mit ihrer schönen Lage, und insbesondere im Winter mit seinem weitgerühmten Theater, seinen reichen Konzerten, seinem alten Fasching etc., so viel des Guten und Schönen wie wenig andere Städte von seiner Grösse.

Nur eines könnte der Student ermangeln, es ist das interne gesellschaftliche Leben, zu dem der fremde Student hier nicht so leicht Zugang findet als anderswo. Denn Freiburg ist eben immer noch nicht eine Handels-, sondern wesentlich eine ruhige Fremdenstadt. Ist so der Student in seinem Verkehr auf seinen Freundeskreis hauptsächlich beschränkt, so sollte ja das eigentlich für das hiesige Verbindungsleben von besonderer Bedeutung sein. Indes haben die hiesigen Vereine mit dem ständigen Wechsel ihrer meist auswärtigen Aktiven zu rechnen. Sind sie im Winter nur sehr schwach, so sind sie im Sommer unverhältnismässig stark.

Unter den gegen 1700 Studierenden hier, von welchen 210 der katholisch-theologischen, 531 der juristischen, 522 der medizinischen, 282 der vereinigt-philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät angehören, stehen den blos 452 Badenern, 676 Preussen, darunter allein schon ca. 400 eingeborene Berliner, gegenüber.

Was die Zahl der hiesigen Korporationen betrifft, so gehören 3 dem S. C. an, ebensoviel den Burschenschaften im A. D. C. und Turnerschaften im V. C., 2 den Landsmannschaften im L. C., katholische Verbindungen bestehen 2 farbentragende und 4 nicht farbentragende. Ferner giebt es noch 4 nicht farbentragende Verbindungen mit unbedingter Satisfaktion, darunter das neue Kartell der Berliner Spreven »Friburgia«. Die wissenschaftlichen Vereine, die hier bestanden haben, und von denen 4 noch bestehen, haben recht wenig Glück gehabt. Sogar der sozialwissenschaftliche Verein, der bei seiner Gründung 95/96 so stark und besucht war, steht heute ausser jedem Vergleich mit dem

Berliner, er ist schwach, und in der Studentenschaft unbekannt geworden.

Der Grund dafür liegt aber nicht darin, dass man sich gerade hier für derartige Vereine nicht interessieren will, sondern vielmehr darin, dass diese bisherigen Vereine nicht die Sympathie der Studentenschaft zu erwecken verstanden. Ueber den ihnen eigenartigen höheren Zielen übersahen sie die Grundlagen ihrer Existenz. Wollten sie doch nicht allein und prinzipiell aus reifen, aus studierten, ernsten Denkern (oder gar Parteimännern) sich zusammensetzen, sondern in erster Linie Vereine von jungen Studenten sein. Freilich fällt es einem solchen hier besonders im Sommer etwas schwerer als anderswo, sich zu Vortragsabenden zu verpflichten, statt in der herrlichen Umgebung der Schwarzwaldstadt sich zu amüsieren, aber er thut es sicher gern, wenn er nachher dort auch einen sympathischen Freundeskreis finden wird, wenn er sich dort das holen kann, was ihm so not thut, geselligen Schliff und gesellschaftliche Manieren. Das haben diese wissenschaftlichen Vereine ausser Acht gelassen und sich damit die Sympathie der Studentenschaft verscherzt.

Diese Erfahrung dagegen scheinen sich die zwei neuesten, zwar verschiedenartigen, aber beides die ersten jüdischen Vereine, zu Nutze machen zu wollen, es sind: der wissenschaftliche Verein »Ghibellinia« mit U. S., sowie insbesondere die Verbindung im K. C. »Friburgia«. Auch sie schleppten sich anfangs in falscher Ueberhebung auf schlechten Wegen. Aber sie haben noch rechtzeitig die grosse Missstimmung, die deshalb begründeter Weise gegen sie heraufzog, glücklich überwunden.

Durchaus nicht indes das Aussehen der Aktiven ist es, das in erster Reihe der Verbindung Sympathie verschafft in der Studentenschaft, wohl aber ihr Auftreten nach aussen, ihre Haltung und Manieren im Verkehr untereinander.

In diesem Sinne erzieherisch auf die jungen Mitglieder einzuwirken, ist doch die erste und edelste Aufgabe einer jeden geschlossenen Vereinigung gerade von Studenten, was auch für höhere Ziele sie sonst sich noch stecken mag. Liegt hierin die Quelle ihrer Wertung und Achtung nach aussen, so ist es andrerseits ihr dankbarster und schönster Beruf.

Eugen Rothschild, Freiburg.

Aus der Lesehalle.

Nachdem, wie berichtet, unser Antrag auf Gründung eines allgem. Stud.-Ausschusses abgelehnt war, wurde er in anderer Fassung aber inhaltlich gleich in der folgenden Sitzung von der Gegenpartei eingebracht. Auf unseren Protest wurde der Antrag uns überlassen und kam auch durch. Jetzt nach den Ferien ist bereits ein Entwurf für einen solchen Ausschuss fertiggestellt und im Direktorium angenommen worden, so dass er baldigst dem Rektor zur Genehmigung wird übergeben werden können.

Ferner ist ein von uns eingebrachter Antrag auf Zulassung der studierenden Frauen zur Lesehalle durch die Stimme des Herrn Becker (V. d. St.) gegen die des V. C. und Wingolf angenommen worden.*)

Froehlich.

Persönliches.

AH. Korach hat seine Frau durch den Tod verloren.
AH. Sternfeld hat sich verlobt.
AH. Ruben ist eine Tochter geboren (s. Inserat).
Vbr. Itzig hat den Namen Rheinhold angenommen.
Aus der Vereinigung ausgetreten: Hübner.

Berichtigung der Mitgliederliste.

Unter den auswärtigen Mitgliedern ist zu streichen: Driesen, einzufügen: Kröning, Kiel, Breiter Weg 7.

Wohnungsänderungen.

Boeckh, Professor, Charlottenburg, Carmerstr. 2.
Borchardt, Max, Königsberg, Tragheimerkirchstr. 54.
Nachmann, Charlottenburg, Grolmannstr. 23.
Kugelmann, Max, Luisenplatz 8.

Wissenschaftliches.

Berichtigung: Der Vortrag der ersten ordentlichen Sitzung über „Kreta und Kuba" wurde vom AH. Selbiger gehalten, und nicht, wie in Nr. 76 irrtümlich gedruckt, von AH. Gordan.

4. ordentl. Sitzung vom 23. V. 98.

Vortrag des A. H. Dr. med. Wilhelm Caspari über „Zucker als Volksnahrungsmittel".

In der Einleitung gab uns der Vortragende in grossen Zügen ein Bild vom heutigen Stande der Nahrungsphysiologie. Karl Christoph von Liebig hat zuerst die eigentliche Ernährung der Menschen und Tiere zu ergründen versucht. Seidem hat auf diesem Gebiete ein unaufhörlicher Kampf geherrscht, da gerade die ersten Autoritäten, wie Helmholtz, Du Bois-Reymond, diesen Forschungen sich feindlich gegenüber gestellt haben. Aus diesem Grunde herrscht nicht nur unter den Laien, sondern gerade unter den Aerzten noch eine grosse Unklarheit über diese Gegenstände. In allen Klassen, gebildeten und ungebildeten, wird der Wert vieler Nahrungsmittel nicht richtig erkannt; von vielen Aerzten sowie von der anderen Bevölkerung wird z. B. die Bouillon als bestes Nahrungsmittel hingestellt, während sie absolut keinen Nährstoff in sich hat, ebenso verhält es sich mit dem Wein. Umgekehrt giebt es Nährstoffe, die in ihrem Nährwert bedeutend unterschätzt werden; zu diesen gehört auch der Zucker.

Von den Nährstoffen, zu denen Wasser und Salze einerseits, Eiweiss, Fette und Kohlehydrate andrerseits gehören, sind die drei letzten die wichtigsten. Diese werden durch den in den Organismus aufgenommenen Sauerstoff in chemische Grundstoffe zerlegt, welche dann in den Dienst des Körpers treten, hier Wärme erzeugen,

*) Durch Verfügung des Rektors ist diesem Beschluss jetzt die Genehmigung erteilt worden.

tierische Elektrizität und mechanische Bewegung — die Arbeit der Muskulatur. Der menschliche Körper wird mit einer Dampfmaschine verglichen, wo bei genügender Heizung ebenfalls Wärme und mechanische Arbeit geleistet werden kann; doch ist zwischen beiden Maschinen ein Unterschied, der uns zeigt, wie unendlich feiner der Bau der tierischen, als der einer von den Menschen erfundenen Maschine ist. Wenn das Heizmaterial aufgebraucht ist, so steht die künstliche Maschine still - sie ist tot; die tierische dagegen ist noch nicht tot. Es ist nachgewiesen, dass beim Hunde noch ein Fünftel des Baumaterials als Heizmaterial verwendet werden kann; erst nach Ueberschreitung dieser Grenze steht die tierische Maschine still.

Dem vorzubeugen, dienen die Nahrungsmittel, die sich aus oben angegebenen Nährstoffen zusammensetzen. Von diesen ist nur das Eiweiss imstande, das Baumaterial des Körpers neu zu ersetzen; die übrigen dienen als Heizmaterial. Obwohl nun das Fett am geeignetsten ist, als Heizmaterial zu dienen, so werden doch am meisten die Kohlehydrate zu diesem Zweck verwendet. Das hat seinen Grund darin, dass die Kohlehydrate billiger sind als Fette und ferner, dass der menschliche Organismus sehr geringe Fähigkeit besitzt, Fette aufzunehmen. Auch das Eiweiss, welches in Bezug auf seine Verbrennungswärme der der Kohlehydrate äquivalent ist, wird zum Heizen des Organismus weniger verwendet, da es erstens teurer ist, dann aber schwerer verdaulich ist als die Kohlehydrate. Im Körper selbst sind diese nur gering vertreten, sie kommen vor als Glycoside und im Blut, das 0,1 — 0,2 % Zucker enthält.

Nun wendete sich der Vortragende den Würz- und Genussstoffen zu, die ebenso wie der Zucker bedeutend unterschätzt werden, dabei aber ein unumgänglicher Bestandteil der menschlichen Nahrung sind. Einen Stoff giebt es, der Würzstoff und Nahrungsmittel zugleich ist, und das ist der Zucker.

Ein für das Volk besonders geeignetes Nahrungsmittel soll billig, schmackhaft, nahrhaft und bekömmlich sein. Was die Billigkeit des Zuckers anbetrifft, so lastet auf diesem eine ebenso hohe Steuer, als der Preis des Zuckers selbst ist.

Trotzdem ist er ein sehr billiges Nahrungsmittel. Bei der Annahme, dass ein Kilo Zucker 50 Pfennig kostet, ist berechnet worden, dass man für 13 Pfennig 1000 Calorieen gewinnen kann, d. h. man kann über die Hälfte des Heizungsmaterials für den Körper für 13 Pfennig erreichen. In Praxi stellt es sich etwas höher. Bei der Kartoffel erhält man dieselben Wärmeeinheiten zwar für 11 Pfennig; dabei ist aber nicht in Betracht gezogen, dass man die Kartoffel erst kochen muss, dass Würze hinzugefügt werden muss, um sie schmackhaft zu machen, was beim Zucker nicht nötig ist. Dass Zucker wohlschmeckend ist, ist hinreichend bekannt.

Für die Nahrhaftigkeit des Zuckers spricht die bewiesene Thatsache, dass er am meisten imstande ist, ermüdeten Muskeln neue Kräfte zuzuführen. Der Körper kann Kohlehydrate nur dann verwerten, wenn er sie in Zucker übergeführt hat. Nur der Zucker kann sogleich vom Magen aus ins Blut übergeführt werden, um von letzterem den Muskeln zugeführt zu werden. Von dieser Eigenschaft leitet sich die wichtige Wirkung auf die Muskelthätigkeit ab. Zucker ist auch ein durststillendes Mittel; ein wesentlicher Punkt ist ferner, dass man bei Zuckeraufnahme mit sehr wenig Ballast sehr viel Nahrungsmittel zu sich nehmen kann.

Der Bekömmlichkeit des Zuckers steht zunächst der Aberglaube entgegen, dass Zucker die Zähne verderbe. Die schlechten Zähne kommen jedoch nicht vom Zucker, sondern vom Bonbonlutschen; die in den Bonbons enthaltenen konzentrierten frischen Säuren zerstören den Schmelz der Zähne. Ferner meint man — die Leute können durch Zuckergenuss zuckerkrank werden. Es ist nicht zu leugnen, dass nach Aufnahme von grossen Mengen Zuckers sich letzterer im Urin finden kann; einen solchen Menschen kann man aber nicht zuckerkrank nennen, weil das Auftreten von Zucker im Urin in diesem Falle nur ein regulärer Vorgang ist. Es giebt doch keinen Nahrungsstoff, der, in zu grossen Mengen genossen, nützliche Eigenschaften entwickeln kann. Zucker in geringen Dosen kann nie schädlich sein. Alle diese Eigenschaften machen den Zucker für ein Volksnahrungsmittel besonders geeignet.

Keller.

5. ordentl. Sitzung vom 6. VI. 98.

Vortrag des AH. Hirsch: »Der Klassenkampf.«

Ausgehend von dem Erfurter Programm legte Redner die wirtschaftliche Bedeutung des Klassenkampfes dar, den die Sozialdemokratie mit den herrschenden Klassen aufgenommen habe. Sein Ziel ist die Befreiung der Menschheit von kapitalistischer Ausbeutung, gegen die anzukämpfen nicht allein das Interesse der Lohnarbeiter, sondern auch der Mehrzahl der Besitzenden ist, denen das Verständnis ihrer Lage noch gar nicht oder nur zum Teil gekommen ist. Da ist zunächst der Kleingewerbetreibende und Handwerker, der gegenüber der Präponderans der Grossbetriebe den aussichtslosesten Kampf mit dem Kapital führt. Büsst er auch bei der Verstaatlichung des Privateigentums das Eigentum an den Produktionsmitteln ein, so will das wenig bedeuten, bei dem sonst doch unausbleiblichen Untergang. In dieser Beziehung berühren sich die sozialistischen Bestrebungen mit denen des Antisemitismus, dem sich ja auch die Schäden des Kapitalismus geoffenbart, jedoch nur des Kapitalismus der Juden. Auch erst den Einzelnen bekämpfend, gewannen jedoch die Sozialdemokraten bald die Einsicht, dass mit dem ganzen System aufzuräumen sei. Der Kapitalismus als solcher ist zu befehden, der es bewirke, dass sich Wenige durch den Arbeitsgewinn, den sie dem Arbeiter entziehen, bereichern. Natürlich galt es, mit tauglichen Mitteln sich auf die Wahlstatt zu begeben und hier sind es die Interessengemeinschaft, für die das Gefühl bald erwachte und die Internationalität, deren Banner heute weht. Die Parole des revolutionär-umstürzlerischen Kampfes ist längst fallen gelassen, heute ist die Aufklärungsthätigkeit und der Gewinn neuer Anhängerschaft, bis sich eine friedliche Umwälzung vollziehen kann. Wie aber die Besitzenden für den Bestand der heutigen Gesellschaftsordnung sind, so sind es das Ge-

sinde- und Bediententum und das Lumpenproletariat, die ja an der Erhaltung der Reichen ein Interesse haben, mit deren Verschwinden ihnen die Brotgeber genommen wären. Hat daher der Kampf nur ökonomische Ziele, so bedarf es zu ihrer Erreichung eines politischen Machteinflusses. Um ihn zu gewinnen, tobt heute die heisseste Schlacht, er giebt dem Kampf eine politische Färbung, ja macht ihn zum politischen, der er in Wirklichkeit garnicht ist.

Darum muss das bescheidene Mass der konstitutionellen Rechte verstärkt worden, die Versuche, die Press-, Vereins- und Versammlungsfreiheit verkümmern zu wollen, müssen zurückgeschlagen werden.

Doch die Hauptaufgabe ist der Ausbau des Reichswahlrechts und die Vermehrung der parlamentarischen Rechte: jährliches Steuerbewilligungsrecht, überhaupt Verlegung des Regierungsschwerpunkts auf den Reichstag, nach dem Vorbilde Englands. Die Ornamentierung mit einer Monarchie sei dann zwar schön, weil pietätvoll und traditionell, aber ebenso entbehrlich wie überflüssig.

Der Diskussion waren zwei Wege gewiesen. Man konnte als Parteipolitiker zu dem Vortrage Stellung nehmen oder den sozial-ethisch-kulturellen Standpunkt gelten lassen. Da man sich für letzteren und zum Glück, denn er liess die Parteigegensätze unaufgerührt — entschied, stiess man bald auf die vielumstrittene Frage, ob der Einfluss der sogenannten Mitläufer aus den herrschenden Klassen auf die Masse fördernd sei oder ob er überhaupt geleugnet werden müsse.

Abrahamson.

6. ordentl. Sitzung vom 13. VI. 98.

Vortrag des Herrn Knauthe, Assistenten am tierphysiologischen Institut, über: »Die Kolonisation Argentiniens«.

Als die Juden aus Russland vertrieben wurden, kam, so führte der Herr Vortragende aus, für ihre Kolonisation allerdings in erster Reihe Palästina in Betracht. Allein bald zeigte es sich zur Evidenz, wie eitel die Hoffnungen waren, die man allseitig auf das gelobte Land gesetzt hatte. Vor allem war es die mangelnde Bewässerung dieses einst so blühenden, unter türkischer Misswirtschaft vollkommen ruinierten Landes, die einer Kolonisation bedeutende Hindernisse bereitete. Dem konnte nur durch künstliche Bewässerung abgeholfen werden, die ihrerseits übermässige Kapitalsaufwendungen nötig gemacht hätte.

Man richtete sodann das Augenmerk auf Argentinien. Redner schildert dieses Land, das er aus eigener Anschauung kennt, als ein zu diesem Zweck sehr geeignetes. Klimatische Bedenken kamen nicht in Betracht, da die Mitteltemperatur Argentiniens nur wenig von der Mittel-Europas abweicht. Das Land ist billig — die Preise für besten Boden betragen $^1/_9$ der unsrigen —, die Hindernisse, die mangelnde Sprachkenntnis etwa bereiten könnte, sind nicht unüberwindlich, wie zahlreiche schwäbische Kolonien in Mittel- und Südamerika zeigen, die ohne Kenntnis der Sprache ganz gut fortkommen; kurz, es zeigten sich so viel Vorzüge, dass man in wahrer Begeisterung ans Werk ging, den Heimatlosen eine Heimat zu schaffen. Zudem fielen ausschlaggebend ins Gewicht die lockenden Versprechungen der argentinischen Regierung. Indessen wieder wurde bewiesen, wie wenig man auf eine Regierung in Ländern spanischer Zunge bauen könne. Ihre Versprechungen gelten im günstigen Falle so lange, wie diese Regierung am Ruder ist, und dies pflegt ererfahrungsgemäss nur kurze Zeit zu sein, da Bürgerkriege, Revolten von kürzerer oder längerer Dauer in diesen Ländern an der Tagesordnung sind. Sie stellten alles, was mühsam unter grossem Aufwand geschaffen war, in Frage, kurz, auch hier erwiesen sich die Kolonisationsbestrebungen als ein Misserfolg.

Zum Schlusse beleuchtete der Vortragende kritisch die Länder, die für Ansiedelungszwecke hätten in Frage kommen können. Es wurden unter anderen auch die Südsee-Inseln und Indien in Vorschlag gebracht. Für die ersteren sprach, dass die Ansiedler sich durch Tauschhandel im Auftrage von Grossfirmen bequem hätten ernähren können, dagegen die syphilitische Durchseuchung derselben, die eine Besiedelung durch eine wohl wenig zu prophylaktischer Lebensführung erzogene Bevölkerung nicht ratsam erscheinen liess. Gegen Indien sprach die enorme Hitze, unter der der Europäer kaum des Nachts erträglich vegetieren könne.

An den sehr interessanten Vortrag schloss sich eine Diskussion nicht an.

Danziger.

Geschäftliches.

IV. ordentliche Sitzung vom 23. V. 98.

Laufende Angelegenheiten.

V. ordentliche Sitzung vom 6. VI. 98.

Laufende Angelegenheiten.

VI. ordentliche Sitzung vom 13. VI. 98.

Laufende Angelegenheiten.

Bemerkungen.

Dieser Nummer liegt die aus Anlass des Stiftungsfestes von der R.K. verfasste Festzeitung bei.

Die AH. AH. und auswärtigen Mitglieder werden ersucht, noch ausstehende Abonnementsbeiträge möglichst umgehend an Vbr. Rawitz, Flensburgerstr. 7 einsenden zu wollen. Für auswärtige Mitglieder ist das Abonnement obligatorisch.

Vorsitzender der Redaktionskommission: Referendar Dr. Richard Frankfurter, Berlin W. 35, Kurfürstenstr. 151, Telephon IX, 6677.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.